

# Die Leute im Norden Afghanistans Mentalität und wirtschaftliche Entwicklung

Eine empirische Studie

Von Karl Otto Hondrich, Andernach

In der anschwellenden Literatur über Entwicklungsländer setzt sich zusehends die Erkenntnis durch, daß der Prozeß der wirtschaftlichen Entwicklung nur als Teilaspekt eines weitgreifenden sozio-kulturellen Wandels verstanden werden kann. Entsprechend werden soziale und psychologische Faktoren zur Erklärung des stationären Zustandes der ökonomischen Unterentwicklung und des dynamischen Wachstumsprozesses herangezogen<sup>1</sup>. Die zahlreichen Hypothesen, die über die Zusammenhänge zwischen Sozialstruktur und dem Stand der wirtschaftlichen Entwicklung aufgestellt und allgemein akzeptiert wurden, erweisen sich bei näherem Hinsehen jedoch oft als ungesichert. Sie beruhen meist auf einer Verallgemeinerung der in westlichen Ländern beobachteten Wachstumsbedingungen<sup>2</sup>, die entweder empirisch überhaupt noch nicht überprüft worden sind oder durch vorhandenes empirisches Material nicht bestätigt werden<sup>3</sup>.

---

<sup>1</sup> Vgl. zum Beispiel die Standardwerke W. Arthur *Lewis*: *The Theory of Economic Growth*. Homewood/Ill. 1955; N. S. *Buchanan* und H. S. *Ellis*: *Approaches to Economic Development*. New York 1955; L. W. *Shannon* (Hrsg.): *Underdeveloped Areas*. New York 1957; Benjamin *Higgins*: *Economic Development*. New York 1959; B. F. *Hoselitz*: *Sociological Aspects of Economic Growth*. Glencoe/Ill. 1960; Walt W. *Rostow*: *The Process of Economic Growth*. Oxford 1960; E. E. *Hagen*: *On the Theory of Social Change — How Economic Growth begins*. Homewood/Ill. 1962; Peter *Heintz* (Hrsg.): *Soziologie der Entwicklungsländer*. Köln-Berlin 1962.

<sup>2</sup> Ein Beispiel dafür ist die aus der westlichen Kultur übernommene Annahme, daß Individualismus wirtschaftlicher Entwicklung förderlich sei, während die Verpflichtung gegenüber der Großfamilie die Leistung des einzelnen behindere, da die Frucht dieser Leistung auf zu viele verteilt wird. Es ist aber genauso gut denkbar, daß einunddieselbe Institution — Großfamilie — in der westlichen Kultur leistungshemmend, in der östlichen Kultur mit einem anderen Wertsystem anspruchend wirken kann. Vgl. *Lewis*: a.a.O. S. 13 f.

<sup>3</sup> David C. *McClelland* (*The Achieving Society*. Princeton 1961. S. 189.) stellt fest, daß das von ihm gesammelte vergleichbare empirische Material die so plausible These vom Zusammenhang zwischen Fatalismus und stagnierender Gesellschaft nicht bestätigt.

Der Weg zu einer allgemeinen Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung muß deshalb noch mit einer großen Anzahl von Fallstudien gepflastert werden, „die den Beginn und Verlauf des entwicklungstheoretisch relevanten Verhaltens innerhalb einzelner Gesellschaften durchleuchten“<sup>4</sup>. Die hier vorgelegte Studie ist als ein Beitrag der sozial-ökonomischen Verhaltensforschung zur Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung gedacht. An Hand von rund 40 Interviews, von denen 34 zur Auswertung brauchbar waren, sollen drei Fragen erörtert werden: Wie läßt sich der Grad traditionellen Denkens empirisch feststellen? Welche sozio-ökonomischen Faktoren stehen mit der Traditionsbestimmtheit des Denkens (ursächlich?) im Zusammenhang? In welcher Weise und in welchem Ausmaß ist der Faktor Mentalität für die Erklärung wirtschaftlicher Entwicklung relevant?

Im Mittelpunkt unserer Analyse steht also die Mentalität oder Denkweise wirtschaftlich handelnder Menschen. Dieses psychologische Phänomen kann hier nicht umfassend, sondern nur unter einigen, als ökonomisch relevant erachteten Aspekten behandelt werden. Unter diesen Aspekten kann das Denken einer Person einen (zu definierenden) hohen oder geringen Grad von Traditionsbestimmtheit aufweisen. Die Frage ist, wovon der Grad der Traditionsbestimmtheit abhängt und welchen Einfluß er auf die wirtschaftliche Entwicklung hat. Die Antworten, die Untersuchungen in verschiedenen Gesellschaften darauf geben können, weisen vermutlich viele den Theoretiker fesselnde Ähnlichkeiten auf. Sie mögen aber auch Unterschiede zutage fördern, die kulturspezifisch zu erklären sind. Deshalb ist es nötig, die betreffende Gesellschaft, in unserem Falle Afghanistan, kurz zu schildern.

### Afghanistan auf der Schwelle wirtschaftlicher Entwicklung

Afghanistan gehört zu den Ländern mit dem niedrigsten Entwicklungsstand in der Welt. Wirtschaftlich wird diese Tatsache durch ein jährliches Pro-Kopf-Einkommen von rund 50 US-\$<sup>5</sup> und eine zu etwa

<sup>4</sup> Günter Schmolders: Der Beitrag der Verhaltensforschung zur Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. In: Systeme und Methoden in den Sozialwissenschaften. Erwin von Beckerath zum 75. Geburtstag. Tübingen 1964. S. 382. Für die Anregung, die in diesem Aufsatz entwickelten Hypothesen am Beispiel Afghanistans nachzuprüfen, ist der Verfasser seinem Lehrer Günter Schmolders zu Dank verpflichtet. Der unter der Leitung von Schmolders entstandene Forschungsbericht aus British-Honduras von Burkhard Strümpel (Psychologische Voraussetzungen des wirtschaftlichen Wachstums in Entwicklungsländern) hat, besonders im Hinblick auf die Interview-Fragen, als Vorlage gedient.

<sup>5</sup> Geschätzt 1949 und 1953 von den Vereinten Nationen und M. L. Watkins; vgl. Charles P. Kindleberger: Economic Development. New York-Toronto-London 1958. S. 6.

90% von der Landwirtschaft lebenden Bevölkerung angezeigt; politisch durch das Fehlen jeglicher institutionalisierter Gruppen wie Parteien und Gewerkschaften, durch die die Bevölkerung Interessen artikulieren und am politischen Leben teilnehmen kann; sozio-kulturell dadurch, daß vielleicht 5 % der Bevölkerung lesen und schreiben können, 1,2 % in einer Stadt mit mehr als 100 000 Einwohnern leben, daß auf etwa 1500 Personen ein Radio und auf 900 ein Zeitungsexemplar kommt<sup>6</sup>. Die afghanische Gesellschaft ist bis in die jüngste Vergangenheit hinein durch Jahrhunderte hindurch stationär und traditionsbestimmt geblieben: mit einem Wertsystem, in dem Ehre und Gastfreundschaft, Blutrache und kriegerische Tapferkeit dominieren<sup>7</sup>; in dem die Verpflichtung gegenüber Familie und Sippe an Stelle von Nationalbewußtsein und Individualismus steht; in dem Gehorsam gegenüber dem Mann und Familienältesten und die Befolgung der religiösen Vorschriften sich ergänzen. Fragt man nach den Gründen für die Unterentwicklung des Landes, so wird man immer wieder auf dieses Wertsystem in Verbindung mit einem autokratischen politischen System zurückgeführt: Die Könige Afghanistans hatten ihre Herrschaft ständig gegen die Selbständigkeitsbestrebungen der Stämme und, seit Beginn des 19. Jahrhunderts, gegen die Einflüsse Englands und Rußlands zu behaupten<sup>8</sup>. Opposition und abweichendes Verhalten wurden unterdrückt. Kontakte mit dem Ausland waren feindseliger Art, und erst nach dem dritten englisch-afghanischen Krieg 1919, der mit der Anerkennung auch der außenpolitischen Souveränität des Landes endete — Afghanistan war nie eine Kolonie —, begann der fortschrittliche König Amanullah mit der Modernisierung des Landes. Er wollte zuviel in zu kurzer Zeit und wurde 1929 von konservativen Gruppen gestürzt.

Zu den entscheidenden politisch-sozialen Gründen, die für die Unterentwicklung Afghanistans verantwortlich sind, kommen noch geographische und ethnische. Das Gebirgsland ist von Rußland, Persien und Pakistan eingeschlossen, hat keinen Zugang zum Meer und ist nur schwer dem Verkehr zu erschließen. Wegen Wassermangels ist nur ein kleiner Teil des rund 640 000 qkm großen Landes landwirtschaftlich nutzbar. Die Bevölkerung, die auf 9 bis 14 Millionen geschätzt wird, besteht hauptsächlich aus Paschtunen (im Süden und Osten des Landes) und Tadjiken und großen Minderheiten von mon-

<sup>6</sup> Vgl. G. A. Almond und J. S. Coleman: *The Politics of the Developing Areas*. Princeton 1960. Appendix.

<sup>7</sup> Vgl. L. Dupree: *A Note on Afghanistan*. American Universities Field Staff Reports Service. New York 1960. S. 17 ff.

<sup>8</sup> Vgl. Dupree: a.a.O.; ders.: *Afghanistan's Big Gamble*, a.a.O.; D. N. Wilber: *Afghanistan*. New Haven/Conn. 1962. S. 11 ff.; W. K. Fraser-Tytler: *Afghanistan. A Study of Political Developments in Central and Southern Asia*. London 1953.

golischen Hasaras, Usbeken und Turkmenen. Daneben gibt es noch eine Reihe von kleineren ethnischen Gruppen. Man schätzt 2 bis 2,5 Millionen Paschtu-Nomaden. Die beiden offiziellen Sprachen sind Persisch und Paschtu. Gegenüber dem Integrationsproblem, das Afghanistan auch in außenpolitische Schwierigkeiten gebracht hat<sup>9</sup>, ist das Ziel der wirtschaftlichen Entwicklung in der Vergangenheit im Hintergrund geblieben.

Seit dem Scheitern Amanullahs, der, das Beispiel Atatürks vor Augen, das traditionelle Muster der afghanischen Gesellschaft mit einem Schlag durch ein westlich-modernes ersetzen wollte, hielt sich die politische Führung mit Neuerungen zurück. Erst im Laufe des letzten Jahrzehntes wurden — unter dem Eindruck der weltweiten Entwicklungsideologie — „Wirtschaftliche Entwicklung“, „Sozialer Wandel“ und „Demokratie“ zu Hauptschlagworten der Regierungspolitik.

Durch die neue Verfassung vom Oktober 1964 — die erste stammt aus dem Jahr 1931 —, in der Grundrechte und Parteigründungen und die Trennung von Königshaus und Regierung postuliert werden, soll die kleine Gruppe der fortschritthungrigen, zum Teil im Westen ausgebildeten Intellektuellen auch ideologisch in die Regierung integriert werden. Die bestehende Herrschafts- und Besitzstruktur und die Rolle des Islam als Staatsreligion werden jedoch nicht angetastet. Das zeigt, wie sich die Monarchie gegen eine mögliche progressive Opposition nach links und die noch mächtigen konservativen Gruppen der Großgrundbesitzer und Geistlichen nach rechts abzusichern versucht.

Die autokratische Herrschaftsstruktur in Verbindung mit der Armut und Unwissenheit des Volkes bringt es mit sich, daß soziale Veränderungen jeder Art nur durch die politische Führung und den durch sie initiierten Kontakt mit fremden Kulturen herbeigeführt werden können. Direkte Eingriffe in die soziale Struktur, deren Auswirkungen allgemein merklich sind und religiös interpretierte traditionelle Verhaltensweisen in Frage stellen, stoßen dabei auf größere Widerstände als allmähliche Strukturänderungen durch die Einführung neuer Produktionsweisen, deren Vorteile leichter begreiflich zu machen sind. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß die von Amanullah schon in

<sup>9</sup> Um sich die unabhängigkeitsliebenden Bergstämme der Paschtunen gewogen zu halten, fordert die afghanische Regierung eine Volksabstimmung im paschtunischen Teil Pakistans, die zu einem unabhängigen Staat Paschtunistan führen soll. Die heutige Grenze zwischen Pakistan und Afghanistan wurde 1893 als Durand-Linie von den Engländern gezogen. Von 1961 bis 1963 war die Grenze als Folge des Paschtunistan-Konflikts geschlossen, was den afghanischen Außenhandel und die von den USA finanzierten Entwicklungsprojekte stark beeinträchtigte. Vgl. L. Dupree: „Pashtunistan“: The Problem and its Larger Implications. a.a.O. 1961.

den zwanziger Jahren erfolglos dekretierte Entschleierung der Frauen erst 1959 vorsichtig verwirklicht wurde<sup>10</sup>. Größere Industriebetriebe dagegen wurden schon Mitte der dreißiger Jahre gegründet<sup>11</sup>. Vorher gab es nur eine Munitions- und Münzfabrik aus dem Jahre 1887, zwei kleine Betriebe für Wollverarbeitung, eine Steinschleiferei, eine Streichholzfabrik und zwei kleine Elektrizitätswerke. Alle waren von der Regierung gegründet und standen, mit einer Ausnahme, in Kabul. Als 1933 mit Regierungsbeteiligung die Banke Milli als erste Bank in Afghanistan gegründet wurde und ein Außenhandelsmonopol bekam, finanzierte sie aus dem Export von Baumwolle, Wolle und Karakulfellen die ersten Industriebetriebe im Norden Afghanistans: eine Baumwoll- und Ölfabrik in Kunduz (1936), eine Zuckerfabrik in Baghlan (1939) und eine Textilfabrik in Pul-i-Khumri (1941). Nach dem Kriege wurde dieses nördliche „Industriegebiet“ erweitert durch eine staatliche Kohlenmine, eine Zementfabrik und ein Elektrizitätswerk in Pul-i-Khumri, durch eine private Baumwollfabrik in Mazar-i-Sharif und durch Öl- und Erdgasbohrungen, die vor einigen Jahren in der Provinz Shiberghan begonnen haben. Während in der Hauptstadt Kabul außer einigen größeren Werkstätten, einem Schlachthof und einer Lederfabrik keine nennenswerte Industrie wuchs, entstand 60 km nördlich eine Zementfabrik und ein großes Textilwerk, im Südosten ein Kraftwerk (zwei weitere sind im Bau) und in der südlichen Provinzstadt Kandahar eine obstverarbeitende Fabrik. Es ist bemerkenswert, daß die Bank- und Industrie Gründungen der dreißiger Jahre auf die Initiative eines einzigen Unternehmers zurückgehen, der es verstand, mit der Banke Milli Kapital zu mobilisieren und damit erstmals eine Gruppe von Kapitalisten ins Leben rief<sup>12</sup>. Ebenso kennzeichnend für die Wirtschaftsmentalität in Afghanistan ist es, daß diese Unternehmerpersönlichkeit die Ausnahme blieb, daß sie vom Staat als Wirtschaftsminister in Anspruch genommen wurde und schließlich, als der Staat der nunmehr ganz privaten Banke Milli immer mehr Beschränkungen auferlegte, außer Landes ging.

Es zeigt sich, daß eine wesentliche Bedingung für wirtschaftliche Entwicklung, „das Vorhandensein einer fähigen, hinreichend ausge-

<sup>10</sup> Vgl. L. Dupree: *The Burqa Comes Off*. a.a.O. 1959. Noch heute will die Mehrheit eines Samples von afghanischen Studenten und Studentinnen den Frauen das Recht verweigern, einen Nicht-Moslem zu heiraten, während sie auf der anderen Seite das Ziel der wirtschaftlichen Entwicklung für wichtiger erklärt als die Erhaltung der Religiosität. Vgl. K. O. Hondrich: *Die Einstellung afghanischer Studenten zum Sozialen Wandel*. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 1964. Heft 4.

<sup>11</sup> Vgl. *Survey of Progress 1961—1962*. Ministry of Planning. Kabul 1963. S. 13; E. Rhein: *Probleme der Industrialisierung in Afghanistan*. Wirtschaftsdienst. Mai 1963. S. 199 ff.

<sup>12</sup> Vgl. *Wilber*: a.a.O. S. 145 f.

bildeten Elite von (privaten) Unternehmern oder (staatlichen) Organisatoren, die das vorhandene technische Wissen den in ihren Gesellschaften gegebenen Voraussetzungen anpassen und nutzbar machen können<sup>13</sup>, in Afghanistan nur unzureichend erfüllt ist.

1956 begann, unter dem Stichwort „gelenkte Wirtschaft“, der erste Fünf-Jahres-Plan. Aber trotz der in ihm vorgesehenen Vergünstigungen, mit denen die Privatindustrie gefördert werden soll<sup>14</sup>, regte sich so gut wie keine private Initiative: Im zweiten Fünf-Jahres-Plan ist eine private Investitionsbeteiligung von weniger als 1 Prozent angesetzt.

Auch ausländische Privatinvestitionen in Afghanistan sind verschwindend gering. Das hängt, wie *Hinrichs*<sup>15</sup> nachzuweisen versucht hat, mit politisch-administrativer Unzulänglichkeit, also der mangelnden Qualifikation der staatlichen Organisatoren zusammen, deren steuerliche und andere Anreize nicht klar und eindeutig genug sind.

Sieht man näher hin, dann sind weder die Privaten noch der afghanische Staat mit seinen Fünf-Jahres-Plänen die eigentlichen Träger der wirtschaftlichen Entwicklung. Ausländische Staaten, in erster Linie die Sowjetunion, die USA und die Bundesrepublik stellen nicht nur rund zwei Drittel des Kapitals für die Entwicklungsprojekte<sup>16</sup>, sondern wetteifern auch durch ihre Fachleute bei der Ausführung der Projekte und bei der Gesamtplanung<sup>17</sup>.

Im Hinblick auf eine leistungsfähige administrative und unternehmerische Elite ist die wirtschaftliche Entwicklung Afghanistans weit entfernt davon, sich selbst vorantreiben zu können. Wie steht es aber mit einer zweiten wesentlichen Entwicklungsbedingung, der „Bereitschaft der Mehrheit der Bevölkerung, ihre angestammten Erwerbs- und Lebensverhältnisse zugunsten lukrativerer neuer aufzugeben“?<sup>18</sup>

### Hypothesen und Methoden der Untersuchung

Die Frage soll auf einem Umweg beantwortet werden. Zunächst machen wir eine Reihe von Annahmen über die Traditionsbestimmtheit des Denkens. Je nachdem die Antworten diesen Annahmen entsprechen, ordnen wir die Befragten in eine Skala ein, in der die

<sup>13</sup> *Schmölders*: a.a.O. S. 370.

<sup>14</sup> Vgl. *Survey of Progress*: a.a.O. S. 14.

<sup>15</sup> Vgl. H. H. *Hinrichs*: Sicherheit als Kriterium: Die Besteuerung ausländischer Investitionen in Afghanistan. Übersetzt aus: *National Tax Journal*. June 1962.

<sup>16</sup> Vgl. *Survey of Progress 1962—1964*: a.a.O. S. 1 ff.

<sup>17</sup> Im Planungsministerium arbeiten russische, amerikanische, deutsche und UN-Berater.

<sup>18</sup> *Schmölders*: a.a.O.

„Fortschrittlichen“ obenan, die „transitionals“ in der Mitte und die „Traditionellen“ am Ende stehen. Die Klassifizierung wird durch Beispiele illustriert. Sie erfolgt auf Grund der geäußerten Meinungen der Personen — nicht an Hand von Realfaktoren. Der Zusammenhang zwischen Meinungen und Realfaktoren wird in einem folgenden Abschnitt erörtert. Abschließend werden die drei Hypothesen dieser Untersuchung geprüft:

1. Personen, deren Denken traditionsbestimmt ist, zeigen keine Bereitschaft, ihre angestammten Erwerbs- und Lebensverhältnisse zugunsten neuer lukrativerer aufzugeben.
2. a) Das Fehlen dieser Bereitschaft erklärt den Zustand der Unterentwicklung.  
b) Das Vorhandensein der Bereitschaft verursacht wirtschaftliche Entwicklung.
3. a) Das Fehlen einer unternehmerischen und administrativen Elite erklärt den Zustand der Unterentwicklung.  
b) Das Vorhandensein einer solchen Elite verursacht wirtschaftliche Entwicklung.

Das Material für die Untersuchung wurde auf einer 14tägigen Studienreise mit Studenten der Abschlußklasse der Wirtschaftsfakultät Kabul in den Norden Afghanistans gesammelt. Die Interviews wurden nach einem Leitfaden mit 20 Fragen geführt, der jedoch nicht in Erscheinung trat. Um dem Mißtrauen der Befragten soweit wie möglich zu begegnen, knüpften der Interviewer<sup>19</sup> und einer der Studenten als Übersetzer zunächst ein allgemeines Gespräch an, in dessen Verlauf sie sich als Lehrer und Schüler an der Universität mit Interesse an Land und Leuten zu erkennen gaben. Die meisten Befragten, auch wenn sie im Anfang sehr zurückhaltend waren, zeigten sich dann aufgeschlossen — dem Fremden gegenüber vertrauensvoller als ihren eigenen Landsleuten. Nach dem Gespräch wurden die Antworten aus dem Gedächtnis aufgeschrieben. Die Auswahl der Befragten erfolgte willkürlich. Gemessen an der Gesamtbevölkerung sind die Fortschrittlichen und transitionals stark überrepräsentiert, weil es leicht ist, mit ihnen in Teestuben, an der Straße, in Fabriken ein Gespräch anzufangen. Es zeigte sich auch, daß in der Unterhaltung mit mehreren die Fortschrittlichen sich in den Vordergrund drängten. Um eine zu starke Kopflastigkeit der Ergebnisse zugunsten der Progressiven zu vermeiden, wurden auch Personen in ganz abgelegenen Gebieten aufgestöbert, denen der Kontakt mit Fremden ungewohnt war und die zu einem Interview zunächst nicht bereit waren. Bezeichnenderweise erscheinen sie ausnahmslos am unteren Ende der Meinungsskala.

### Kennzeichen traditionsbestimmten Denkens

Es kann angenommen werden, daß traditionelles Denken sich darin äußert, daß bestimmte Fragen in einer bestimmten Weise beantwor-

<sup>19</sup> Klaus Tiepelmann steuerte vier Interviews bei, den Rest der Verfasser. Die Unterhaltung war in Persisch, in wenigen Fällen in Paschtu.

tet werden. Es muß jedoch berücksichtigt werden, daß ein und dieselbe Antwort von zwei verschiedenen Personen eine unterschiedliche Bedeutung haben kann, je nach der sozio-ökonomischen Lage der Personen und nach ihren Antworten auf andere Meinungsfragen. Der Grad der Traditionsbestimmtheit des Denkens einer Person soll deshalb nicht durch ihre Antwort auf eine Frage, sondern durch die Summe der Antworten auf mehrere Fragen festgestellt werden. Auch muß, zur Bewertung der ausgedrückten Meinungen, die allgemeine Situation des Befragten in Betracht gezogen werden, obwohl die systematische Gegenüberstellung von Meinungen und Realfaktoren erst später erfolgt.

Traditionelles Denken wird gekennzeichnet durch:

1. *Das Nicht-Wahrnehmen oder negative Bewerten von Veränderungen.*

*Frage:* Denken Sie einmal zurück, wie es hier vor ungefähr 10 Jahren war. Haben sich die Verhältnisse seit der Zeit verändert? Wenn ja: Wie — verbessert — verschlechtert? Das Nicht-Wahrnehmen von Veränderungen braucht nicht immer auf traditionelles Denken hinzuweisen. Es muß an Hand weiterer Antworten geprüft werden, ob die Antwort „Nichts hat sich verändert“ nicht von einem Progressiven stammt, dem tatsächliche Änderungen nicht genügen; ferner muß beobachtet werden, ob es tatsächliche Veränderungen in der Umgebung der Befragten überhaupt gibt.

2. *Den Wunsch, Wohnsitz und Erwerbstätigkeit auch als wohlhabender Mann beizubehalten.*

*Frage:* Wenn Sie genug Geld hätten: Was würden Sie damit anfangen? Würden Sie in Kabul oder irgendeinem anderen Ort wohnen wollen, oder würden Sie lieber hierbleiben? Bei der Bewertung der Antwort muß berücksichtigt werden, ob der Befragte schon vorher Mobilität bewiesen hat.

3. *Die Weigerung, wegen eines Mehrverdienstes Beruf und Wohnort zu wechseln.*

*Frage:* Wenn Sie an einem anderen Ort, sagen wir mal in X, in der Fabrik das Doppelte von dem verdienen könnten, was Sie hier verdienen, würden Sie dann dorthin ziehen? Wenn ja: Auch wenn Sie Ihre Familie hierlassen müßten?

4. *Die Meinung, daß das vorhandene Einkommen ausreicht, um ein anständiges Leben zu ermöglichen.*

*Frage:* Haben Sie genug Geld, um mit Ihrer Familie anständig leben zu können?

A-traditionelles Denken setzt demnach einen gewissen Grad von Unzufriedenheit voraus, die ökonomisch als das Vorhandensein von dynamischen Bedürfnissen definiert werden kann. Eine traditionelle Denkweise läßt hingegen keine Diskrepanz zwischen Wünschen und



vorhandenen Mitteln aufkommen. Bei der Beurteilung der Antworten muß der tatsächliche Lebensstandard der Befragten berücksichtigt werden.

5. *Die Unfähigkeit, sich selber in der Rolle von anderen zu sehen und Meinungen über die Dinge zu haben, die einen nicht unmittelbar betreffen.*

Frage: Stellen Sie sich einmal vor, Sie würden (mit Gottes Hilfe) eine sehr einflußreiche Person, zum Beispiel Gouverneur. Was würden Sie dann machen? — Würden Sie manches ändern, und was?

Dieser Annahme liegt die Beobachtung zugrunde, daß die traditionsbestimmte Gesellschaft ihre Mitglieder nicht zur Wahl zwischen Alternativen, sondern zur Anpassung an den als unabänderlich empfundenen Status erzieht. Die als „empathy“<sup>20</sup> bezeichnete Fähigkeit, sich an der Stelle eines anderen zu sehen, wird in der stationären Gesellschaft gering bewertet;

6. *Die Neigung, seine Kinder in dem eigenen Beruf zu sehen.*

Frage: Sollen Ihre Kinder auch Ihren Beruf ergreifen oder was sollen sie werden?

Die Antworten auf diese Frage mögen erkennen lassen, wie weit die Befragten noch von einem long-run fatalism bestimmt sind, nämlich von der Meinung, daß die den eigenen Enkeln offenstehenden Möglichkeiten genau dieselben sein würden wie die der Großeltern<sup>21</sup>.

Durch Zusammenfassung der Antworten auf die sechs Fragen unter Berücksichtigung der Antworten auf weitere, später zu erörternde Fragen, wurde für jede Person eine Art Indexziffer des traditionellen Denkens ermittelt. Die 34 Befragten konnten auf diese Weise nach dem Grad der Traditionsbestimmtheit ihres Denkens einer Skala zugeordnet werden. Diese abstrakte Einstufung soll nun an Hand einiger Porträts illustriert werden.

### Die Fortschrittlichen: Der Maschinenwärter und der Grundbesitzer

Der Maschinenwärter. Unweit von Pul-i-Khumri, sechs Autostunden über die neue Salang-Straße nördlich von Kabul, haben tschechische Ingenieure mit tshedischem Kapital für den afghanischen Staat eine Zementfabrik gebaut,

<sup>20</sup> Vgl. D. Lerner: *The Passing of Traditional Society. Modernizing The Middle East.* Glencoe/Ill. 1958. S. 72.

<sup>21</sup> Vgl. Walt W. Rostow: *Stadien wirtschaftlichen Wachstums.* Göttingen 1960. S. 19.

die gerade fertiggestellt wurde. Ein jüngerer Maschinenwärter läßt sich nur zögernd auf ein Gespräch ein. Ein anderer, etwa 45 Jahre, schiebt sich dazwischen, korrigiert seinen Kollegen, wird zum Wortführer. Er trägt Hemd und Hose von europäischem Schnitt und die Mütze aus Karakulfell, die bei wohlhabenden Afghanen den Turban abgelöst hat. Er ist Tadjike, mittelgroß und hager. Offenbar macht ihm die Unterhaltung Spaß, er wird lebhafter, sein Kollege immer einsilbiger. Beide sind vor acht Jahren aus Kabul gekommen und haben in einem Dorf, zu dem der Werksbus eine halbe Stunde braucht, Grund und Boden erworben. Der Ältere hat Kabul verlassen, weil sein Bruder, ein Offizier, pensioniert wurde und Haus und Grundbesitz in Kabul für beide Familien nicht ausreichten. Heute besitzt er ein Haus und 20 Djerib<sup>22</sup>, die an einen Bauern verpachtet sind. Als Grundrente zahlt der Bauer die Hälfte der Ernte — das Landesübliche, wenn der Bauer das Kapital stellt. — Davon und dem Monatslohn von 1 000 Afghani (etwa 70 Mark) kann meine Familie ordentlich leben. — Ich habe drei Kinder. Was sie werden sollen? Vor allen Dingen sollen sie zur Schule gehen. Später Ingenieur oder Soldat werden. — Ja, es hat sich allerhand verändert hier. Häuser sind gebaut worden, und in der Landwirtschaft gibt es immer mehr Ackerbau statt Weideland. Hauptsächlich bauen wir Getreide, Baumwolle und Zuckerrüben an. Von meinen 20 Djerib müssen 2 mit Zuckerrüben bestellt werden; das schreibt das Landwirtschaftsministerium vor. Es kontrolliert auch, und wer sich nicht nach den Vorschriften richtet, wird bestraft. — Wenn ich viel Geld hätte? Ich würde hierbleiben. Warum sollten wir weggehen, wo wir doch hier Land besitzen.

Wenn ich anderswo das Doppelte verdienen könnte, würde ich bestimmt dort hingehen. Auch wenn meine Familie hierbleiben müßte. Man kann das Geld doch schicken! — Wenn ich Gouverneur wäre, würde ich was für die Entwicklung des Landes tun. Und ich würde gegen die Korruption vorgehen. — Von der Verfassungsänderung habe ich gehört, aber die Verfassung kenne ich nicht. Wir haben ja Vertreter für die Loya Jirga (Verfassungsgebende Nationalversammlung) gewählt. Wenn die aus Kabul zurückkommen, werden sie uns unterrichten. — Neuigkeiten erfahre ich aus dem Radio. — Lesen und schreiben kann ich nicht, ich war ja nicht in der Schule. — Ich bin zufrieden, und die anderen in unserem Dorf sind es auch.

Der Grundbesitzer. Taschkorgan ist auf schlechter Straße in einer knappen Tagesreise von Pul-i-Khumri aus zu erreichen. Es liegt im Nordwesten, auf dem Weg nach Mazar-i-Sharif, am Rande einer Wüste, durch die ein abenteuerlicher Weg nach Kunduz führt. Der Ort ist weit größer als Pul-i-Khumri, aber dem Durchreisenden muß er klein erscheinen: kein Steinhaus, keine Brücke über den Fluß, nur Gassen aus Lehmhütten und Handwerks- und Händlerbasare. — Seit wann lebst Du hier? fragt er den Achtzehnjährigen, der ihm an der Durchgangsstraße Tee serviert. — Seit 1000 Jahren — und das ist eine ernsthafte und vernünftige Antwort aus der Vorstellungswelt dieses Gastwirtssohnes, der die weiteren Fragen gar nicht versteht. Ein etwa 35 Jahre alter Mann drängt sich aus einer Gruppe von Müßiggängern heran. Er bezeichnet sich als arbeitslos; er besitzt 100 Djerib Land, die von einem Bauern bearbeitet werden. Da er dem Bauern auch das Kapital zur Verfügung stellt, bekommt dieser nur ein Viertel der Ernte. Der Grundbesitzer schätzt, daß für ihn selber und seine siebenköpfige Familie 2 000 Afghani monatlich zum Leben reichen. — Sind denn viele hier arbeitslos? — Alle, mehr oder weniger. — Ich habe immer hier gelebt, aber ich würde weggehen, wenn ich anderswo das Doppelte verdienen könnte. Auch wenn meine Familie hierbleiben müßte, mein Bruder ist ja hier. — Wenn ich viel

<sup>22</sup> Ein Djerib ist 44 × 44 m groß. 5 Djerib ergeben etwa 1 ha.

Geld hätte? Ich würde einen Handel anfangen oder dies oder jenes. — Mit den Zuständen hier bin ich nicht zufrieden. Es hat sich nichts geändert in den letzten 10 Jahren. Wir brauchen Fabriken, Straßen, Arbeitsmöglichkeiten. — Wenn ich Gouverneur wäre, würde ich Fabriken bauen. — Meine Kinder sollen zur Schule gehen und später auf die Universität in Kabul. Sie sollen Techniker werden. Nein, dafür gibt es hier keine Arbeitsmöglichkeiten, aber ich bin nicht traurig, wenn sie von hier weggehen. — Was in der neuen Verfassung steht, weiß ich nicht. Können Sie uns das bitte mal erklären? — Daß jetzt die Loya Jirga zusammentritt, habe ich gehört. Hier sind auch Vertreter gewählt worden. — Neuigkeiten erfahre ich aus dem Radio; lesen und schreiben kann ich nicht. — Den Namen des Gouverneurs? Weiß ich nicht, der ist ganz neu. — Natürlich kenne ich den Ministerpräsidenten, den kennt doch jeder im ganzen Land. In Taluqan nicht? Ha, das sind auch die Leute aus den Bergen!

### Die transitionals: Der Schuhfabrikant und der Gelegenheitsarbeiter

**Der Schuhfabrikant.** In Mazar-i-Sharif sind in einem großen Geviert um die berühmte Moschee zweistöckige Betonhäuser gebaut worden. In einigen von ihnen werden Schuhe verkauft, die die Form alter Boote mit hochgezogenem Bug haben. Ein etwa sechzigjähriger Mann in afghanischer Kleidung, mit langem Bart, offenem und freundlichem Gesicht, entpuppte sich als Besitzer einer Schuhmanufaktur mit vier oder fünf Arbeitern. In dem Laden fühlte er, der Unternehmer, sich „wie in einem Gefängnis“ — er hatte dieses Ladengeschäft seinem ältesten Sohn vermacht und vertrat ihn nur während dessen Militärdienstzeit. Zwei seiner sechs Söhne, so erzählt er freimütig, sind verrückt. Die übrigen gehen noch zur Schule. Mit einem seiner kranken Söhne war er einmal zur Untersuchung in Kabul, einen der Schüler in der 9. Klasse hat er einmal mit 1 700 Afghani in der Tasche nach Kabul geschickt, damit er dort weiterstudiere und zur Fakultät gehe. Aber man hat ihn zurückgeschickt, weil nicht genug Platz da war. — Können Sie nicht was tun, damit er in die Fakultät aufgenommen wird? — Ich bin auch zufrieden, wenn die Jungen hierbleiben und Händler werden. — Für meine Familie, 13 Personen, brauche ich im Monat 7 000 Afghani. Grundbesitz habe ich keinen, aber zwei Häuser. — Was ich mit einer Million anfangen würde? Ich hab eine Million! Mit 10 Millionen? Ich würde meine Arbeit weitermachen. — Wenn ich anderswo das Doppelte verdienen könnte, würde ich dort hinziehen und meine Familie mitnehmen. — Ob sich etwas ändert? Ja, die Preise steigen von Tag zu Tag. — Sonst bin ich hier zufrieden. — Die anderen Leute hier? Diejenigen, die Geld haben, sind zufrieden, die anderen nicht. — Ja, es gibt viele reiche Leute hier, zum Beispiel Händler. — Ob man etwas tun kann, um den Armen zu helfen? Nein. Gott kann ihnen helfen. Die Regierung auch nicht. Woher soll denn die Regierung wissen, wer arm oder reich ist? — Wenn ich Gouverneur wäre, würde ich für das Wohl der Leute arbeiten. — Den Gouverneur kenne ich nicht, der ist neu. Den Ministerpräsidenten? ... Ich habe nichts davon gehört, daß die Regierung die Verfassung ändern will. — Lesen und schreiben kann ich nicht. Ich war einer der ersten hier, die ein Radio hatten. Aber jetzt ist es kaputt. — Im vorigen Jahr war ich als Pilger in Mekka...

**Der Gelegenheitsarbeiter** in Kudz, Hasara, 35 bis 40 Jahre alt, sitzt mit seinem Bündel vor einer Teestube. Ein paar Tage hat er in der Baumwollfabrik gearbeitet. Warum nicht länger? — Weil die Fabrik die Leute ein-

stellt und entläßt, wie es ihr gerade paßt. Der Chef wollte, daß ich einen Monat lang arbeite, bevor er mir Lohn zahlt, aber ich habe nicht mal Geld genug, um 5 Tage lang zu leben! Jetzt war ich 10 Tage krank. Natürlich habe ich kein Geld, um zum Arzt zu gehen. Man läßt mich hier in der Teestube schlafen. Ich würde jede Arbeit annehmen, um Geld zu verdienen, sogar zum Militär gehen. — Am besten ist die Arbeit in der Fabrik, ich habe auch früher schon beim Ölbohren in Ser-i-Pul (zwei Tagesreisen entfernt) gearbeitet, auch in Mazar-i-Sharif, wo ich geboren bin. Jetzt bin ich seit einem Jahr hier. — Wenn ich Geld genug hätte, dann würde ich nach Mazar zurückkehren und Land kaufen und einen Laden aufmachen (er strahlt). — Jetzt brauche ich 1000 oder 500 Afghani im Monat, Familie habe ich ja keine. — Ob es hier Veränderungen gab? Wir sind die Leute aus den Bergen, wir wissen nichts von Veränderungen. — Gouverneur werden? Wir können uns nicht vorstellen, daß wir jemals eine solche Stellung kriegen können. Wenn wir nicht mal die einfachste Arbeit haben, wie können wir da Gouverneur werden! Nein, Gott macht den zum Gouverneur, der Glück hat! — Ja, es gibt viele Arbeitslose hier. Mehr Arbeitslose als Leute, die Arbeit haben. — Was man dagegen machen kann? Arbeit schaffen! Viele Leute essen abends süßen Reis mit saftigem Fleisch, und andere haben nicht mal Brot und Tee! — Wenn ich Kinder hätte, würde ich sie in die Schule schicken, damit sie dem Staat und der Religion dienen können. — Ich selber war zwei Jahre in der Schule, aber lesen und schreiben habe ich nicht gelernt. — Von einer Verfassungsänderung habe ich nichts gehört. — Wir wissen, daß es einen Ministerpräsidenten, einen König, einen Gouverneur gibt, aber wir haben sie nie gesehen. — Ihre Namen? Wie können wir ihre Namen kennen, wenn wir sie nicht gesehen haben! — Von einer Universität weiß ich nichts. Wer will uns an seiner Seite sitzen lassen und mit uns über diese Dinge reden? — Der Mann, der zuerst mit uns Tee getrunken hat, rückt schließlich von uns ab: einige von den Umsitzenden haben ihn wegen seiner Offenherzigkeit gegenüber dem Fremden gerügt. Wir versuchen ein Gespräch mit demjenigen, von dem die Kritik kommt.

### Die Traditionellen: Der Arbeitssuchende und der Bauer

**Der Arbeitssuchende.** Der etwa dreißigjährige Tadjike ist auf der Suche nach Arbeit, genau wie der Hasara. Aber er hat sein Dorf, eine halbe Tagesreise entfernt in den Bergen, zum ersten Mal verlassen — abgesehen vom Militärdienst. Er ist unrasiert, trägt Turban und Afghanenkleidung und übereinander noch zwei alte Jacken westlichen Schnitts. Warum ist er überhaupt von zu Hause weggegangen? — Weil unser ganzes Land das Reich des Islam ist. Was ich in Kunduz will? Morgen frage ich in der Baumwollfabrik nach Arbeit. — Für welchen Lohn? Ich werde das annehmen, was sie mir bezahlen. — Wenn ich viel Geld hätte, würde ich dort leben, wo Gott will. Natürlich würde ich lieber in meinem Dorf als in Kabul wohnen. — Ich werde dort bleiben, wo ich eine Frau finde. — Wieviel Geld ich zum Leben brauche? Das ist nicht wichtig. Mein Reichtum ist nicht wichtig. Der Reichtum des Islam ist wichtig. Wenn jemand ein guter Moslem ist, dann geht es ihm überall gut. — Wieso es trotzdem hier so viel arme Leute gibt? Auch das ist Gottes Wille. — Zufrieden? Wenn wir nicht zufrieden wären, was sollten wir tun? Wir müssen zufrieden sein, weil wir im Reich des Islam leben. — Ich weiß nicht, was ich tun würde, wenn ich Gouverneur wäre. Gott weiß es. — Meine Kinder würde ich zur Schule schicken, damit sie für das Wohl des islamischen Reiches arbeiten können. — Von einer Verfassungs-

änderung habe ich nichts gehört. — Ich habe kein Radio und war nicht in der Schule. — Wer das Land regiert? Gott und der König.

Der Bauer. Taluqan liegt östlich von Kunduz, als Pforte zu einem gebirgigen Landzipfel, mit dem Afghanistan bis nach China vorstößt. Ein vierzigjähriger Bauer, mit offenem Gesicht und dünnem Spitzbart, bearbeitet mit zwei Knechten 100 Djerib Land, das er für drei Jahre von der Baumwollfabrik gepachtet hat. Vor eineinhalb Jahren ist er aus den Bergen gekommen, wo er ebenfalls gepachtetes Land bestellte; der Boden war dort so mager, daß er, der auch das Kapital, Kühe und Saatgut stellte, vier Teile der Ernte einbehalten konnte und nur einen Teil an den Grundbesitzer abgeben mußte. Jetzt wird ihm von der Fabrik der Pachtzins in Geld berechnet, aber er kann nicht sagen, wieviel er mit seiner zwölfköpfigen Familie zum Leben braucht. — Es ist genug zum Leben. — In anderthalb Jahren muß ich das Land wieder abgeben. Was ich dann mache? Was Gott mit mir macht. — Wo ich hingehge, hängt von Gott ab. Überall hin, wo mein Bauch voll wird, Wieviel ich auch immer verdiene, es soll genug sein. — Geändert hat sich nichts. — Ich bin zufrieden. — Wenn ich Gouverneur wäre? Die Leute, die nicht lesen und schreiben können, können nicht Gouverneur werden. Der Gouverneur arbeitet für den König, ich arbeite für den König, jeder arbeitet für den König. — Ich war nicht in der Schule, weil wir kein Land haben. Wer kein Land hat, kann nicht in die Schule gehen. — Meine Kinder werden genau das gleiche machen wie ich. — Von einer Verfassungsänderung weiß ich nichts. Ich bin in den Bergen auf den Feldern. Ich gehe nicht in die Stadt, Ich gehe nicht mal zum Amt. Wie kann ich das wissen? — Für ein Radio habe ich kein Geld. — Das Land wird von Gott regiert und von König Sahir Shah.

Versuchen wir nun, an Hand der Beispiele die etwas willkürlich erscheinende Einteilung der Befragten nach ihrer Denkweise in drei Gruppen zu rechtfertigen.

Die Fortschrittlichen sind aufgeschlossen und bereit, neue Verdienstmöglichkeiten zu ergreifen. Sie erscheinen im allgemeinen intelligent, können sich in die Lage eines Gouverneurs versetzen, sind informiert und sehen Möglichkeiten der wirtschaftlichen Entwicklung in der Zukunft. Sie erklären ihre wirtschaftliche Situation nicht durch Gott oder ein unerforschliches Schicksal, sondern durch Faktoren, die politisch veränderbar sind. Man muß jedoch bei den Fortschrittlichen unterscheiden zwischen solchen, bei denen wirtschaftliche Entwicklung sich schon in einer Erwerbchance konkretisiert und zu erfolgreicher Anpassung geführt hat (der Maschinenwärter), und solchen, deren steigende Ansprüche und Erwartungen bisher unerfüllt geblieben sind (der arbeitslose Grundbesitzer). Es gibt also zufriedene und unzufriedene Fortschrittliche.

Transitionals und Fortschrittliche haben steigende Ansprüche für sich selber und/oder die Gesellschaft gemein. Sie unterscheiden sich darin, daß die Fortschrittlichen Möglichkeiten erkennen, um ihre persönliche oder die allgemeine Lage zu verbessern und deshalb eine gewisse Zuversichtlichkeit bezeugen, während die transitionals in bezug auf die Erfüllung ihrer Ansprüche keine Wege sehen. Sie haben

zwar ein kritisches und zum Teil differenziertes Bild der Gesellschaft, können aber daraus keine Schlußfolgerung ziehen. Sie bleiben, auch im Denken, passiv. Ihre Passivität kann sich in dem Unvermögen äußern, Wege zur Verbesserung der allgemeinen Situation zu sehen (der Schuhfabrikant), oder in der Unfähigkeit, ihre eigene Lage zu verbessern (der Gelegenheitsarbeiter). Auch bei den transitionals hat also die Unterscheidung zwischen Zufriedenen und Unzufriedenen noch einen Sinn. Die meisten von ihnen können als unzufrieden bezeichnet werden — Folge der Kluft zwischen steigendem Anspruchsniveau und mangelnden Chancen und Fähigkeiten, es zu erreichen.

Die Traditionellen müßten, führt man den Gedankengang logisch weiter, gekennzeichnet sein durch niedrige Ansprüche, die sich noch nicht über die Möglichkeiten ihrer Befriedigung erhoben haben. Sie leben — so das vertraute theoretische Bild — zufrieden und bescheiden nach altem Brauch dahin. Die empirische Analyse ergibt jedoch ein etwas differenzierteres Bild. Zwar sind die Ansprüche niedrig, aber die Begriffe zufrieden — unzufrieden versagen bei der Charakterisierung dieser anspruchslosigkeit. „Wenn wir nicht zufrieden sind, was können wir machen? Wir müssen zufrieden sein, weil wir in einem islamischen Land leben.“ Zufriedenheit ist das nicht, Unzufriedenheit auch nicht — es ist eine Haltung des Sich-Schickens, Sich-Abfindens, der Ergebenheit in ein von Gott bestimmtes Los. Auch der Traditionelle spürt seine Armut, aber sie weckt in ihm keinerlei Aktivität, Aufsässigkeit, nicht einmal Kritik. Bei der Erklärung dieser — auch geistigen — Passivität spielt die Religion eine entscheidende Rolle. Sie hat die Funktion, eine elende Situation als gottgewollt zu rechtfertigen. Sie liefert so eine schnelle Antwort auf alle Fragen und entbindet vom Nachdenken. Die Häufigkeit, in der die Wörter Gott und Schicksal in den Antworten der Befragten vorkommen, kann als Indiz für die Traditionsbestimmtheit des Denkens gelten. Mit der Religiosität äußert sich zugleich eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber irdischen Dingen in Wendungen wie „es geht nicht gut, nicht schlecht“; „ich habe zwei, drei, vier Schafe“; „was ich besitze, ist viel oder wenig“; „nicht mein Reichtum, sondern der Reichtum des Islam ist wichtig“. Daß diese Gleichgültigkeit jedoch nicht mißverstanden werden darf als völlige Apathie gegenüber materiellen Anreizen, wird deutlich, wenn man die Äußerungen mit der tatsächlichen Mobilität vergleicht. Dann zeigt sich zuweilen ein Gegensatz zwischen Mentalität und tatsächlichem Verhalten. Der Arbeitsuchende, der auf Befragen nur das Wohl des Islam für wichtig erklärt, demonstriert doch durch den Aufbruch aus seinem Dorf, daß er seine eigene materielle Lage verbessern will und verrät schließlich, daß er auf der Suche nach einer Frau ist. Er rechtfertigt sich noch in der traditionellen Weise religiös („ich bin

von zu Hause weggegangen, weil unser ganzes Land das Reich des Islam ist“), aber die Motive für sein Verhalten sind ja viel vordergründiger.

### Denkweise und sozio-ökonomischer Status

Mit welchen Merkmalen korreliert der Grad der Traditionsbestimmtheit des Denkens? Wegen der geringen Zahl der Befragten wäre es wenig sinnvoll, exakte Korrelationskoeffizienten zu errechnen. Wir beschränken uns deshalb auf die Erörterung augenfälliger Zusammenhänge.

Keine Korrelation zeigt sich zwischen Denkweise und Alter oder Familienstand. Die Befragten sind alle Männer zwischen 20 und 60 Jahren, wobei das Durchschnittsalter etwa 30 bis 35 Jahre sein mag. Knapp die Hälfte von ihnen sind ledig. Zu der Gruppe der Fortschrittlichen gehören sowohl die ältesten als auch die jüngsten.

*Beruf.* Ein deutlicher Zusammenhang besteht jedoch zwischen Mentalität und Beruf. Von den 34 Befragten leben 13 von der Landwirtschaft; von diesen arbeiten jedoch zwei noch nebenher in der Fabrik, einer betreibt Gelegenheitshandel, einer ist während 9 Monaten als Transporteur mit Kamelen unterwegs. Von denjenigen, die ausschließlich von der Landwirtschaft leben, ist einer Kleingrundbesitzer, der sein Feld nicht selber bearbeitet, sechs sind Kleinbauern auf eigenem Boden, einer hat Land gepachtet, einer ist Landarbeiter. 14 der Befragten können im weiteren Sinne als Arbeiter bezeichnet werden. Acht von ihnen sind in einer Fabrik beschäftigt, einer arbeitet als Gärtner, einer als von den Russen angelernter Mechaniker, einer ist Tankwart und einer Wärter einer Elektrizitätsstation, einer stellt von Hand Ziegel her, einer ist Maurergehilfe. Außerdem wurden ein Kellner, ein Metzger und ein Gerber befragt. Vier der Befragten sind Kaufleute, drei davon wohlhabend als Teppichhändler, Schuhfabrikant und Krämer, einer verkauft Melonen am Straßenrand (und war früher Vorarbeiter bei ausländischen Monteuren). Einer der Befragten ist Lehrer. Vergleicht man dieses Sample mit der Gesamtbevölkerung Afghanistans, von der an die 90 % in der Landwirtschaft, etwa 8 % im Handel und nur ein verschwindend kleiner Teil in Verwaltung und Industrie (es gibt rund 20 000 Industriearbeiter) beschäftigt sind, so zeigt sich, daß die Industriearbeiter in unserer Befragung gegenüber der landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung stark überrepräsentiert sind. Es kann also angenommen werden, daß die Mentalität, die bei den Landleuten vorherrscht, in Afghanistan viel weiter verbreitet ist, als aus unserer Untersuchung hervorgeht. Tatsächlich weisen die Bauern durchweg den höchsten Grad traditionsbestimmten Den-

kens auf. Jedoch deuten die beiden von uns angeführten Beispiele für progressives Denken darauf hin, daß nicht Grundbesitz an sich für traditionelles Denken verantwortlich gemacht werden darf, sondern vielmehr die Beschäftigung in der Landwirtschaft, die das Denken an das Nächstliegende fesselt. Nur ein (als Soldat dienender) Bauernsohn taucht in der Gruppe der „transitionals“ auf — aber er stammt aus der Nähe von Kabul, ist zur Schule gegangen und hat starken zivilisatorischen Kontakt gehabt. Sein „Ausscheren“ läßt sich also durch Faktoren erklären, auf die gleich zurückzukommen sein wird. Am anderen Ende der Mentalitätsskala ist das Bild nicht weniger eindeutig: Hier finden sich Fabrikarbeiter, der Lehrer und die Kaufleute (mit Ausnahme des Schuhfabrikanten, der als Beispiel für die „transitionals“ angeführt wurde). Der Lehrer und ein Arbeiter, der zugleich Bürgermeister eines Fleckens ist, äußern sich regelrecht im Sinne der vom Staat ausgegebenen Entwicklungsideologie. Die Mittelgruppe der „transitionals“ ist beruflich am meisten gemischt. In ihr finden sich Handwerker, der Schuhfabrikant, der Kellner, ein nur vorübergehend in der Fabrik arbeitender Bauer, der nach Hause zurück will, ein stark religiös bestimmter Fabrikarbeiter und die nichtindustriellen Arbeiter, von denen der Maurer und Ziegelmacher allerdings zu den traditionsbestimmten Personen gehören.

*Wohnort und Mobilität.* Die hochgradig traditionsbestimmten Personen wohnen am weitesten von Kabul entfernt auf dem Lande. Von ihnen haben weniger ihren Wohnort gewechselt als von den fortschrittlich Denkenden. Einige von ihnen haben jedoch Mobilität im engeren Umkreis bewiesen, um Verdienstchancen wahrzunehmen; sie bewegen sich, wenn auch zögernd, auf die Städte zu. Eigentümlich ist eine Mobilitätsrichtung, die bei nicht weniger als 12 Personen, mit einer Ausnahme alle Fortschrittliche oder transitionals, festzustellen ist. Sie haben die Hauptstadt Kabul verlassen, um sich in den „Industrieorten“ des Nordens anzusiedeln. Als Gründe geben sie an, daß sie in Kabul kein Land bekommen konnten und zuwenig verdienten und daß die Preise in der Hauptstadt gestiegen seien. Hier zeigt sich eine Mobilitätstendenz, die der üblicherweise beobachteten Anziehungskraft der Hauptstädte in den Entwicklungsländern entgegenwirkt<sup>23</sup>. Sie ist in erster Linie dadurch zu erklären, daß Industriegebiet und Verwaltungszentrum in Afghanistan auseinanderfallen — wäre aber nicht denkbar ohne die positive Reaktion der „Hauptstädter“ auf einen Anreiz zur Verbesserung ihrer materiellen

<sup>23</sup> Wie stark dieser Tendenz auf der anderen Seite auch ein starker Einzug in die Hauptstadt entgegensteht, kann hier nicht untersucht werden. Es ist jedoch bemerkenswert, daß es bei aller Elendigkeit der Behausungen in der Altstadt Kabuls keine Vorstadtlums wie in vielen Hauptstädten Afrikas und Asiens gibt.



Situation. Es wäre allerdings voreilig, bei allen Personen mit erwiesener Mobilität eine fortschrittliche Denkweise oder gar ein ökonomisches Kalkül vorauszusetzen.

Zwar ergibt sich eine ganz eindeutige Korrelation zwischen tatsächlicher horizontaler Mobilität und der geäußerten Bereitschaft, für einen Mehrverdienst den Wohnort zu wechseln — von 23, die diese Bereitschaft äußern, sind 19 schon tatsächlich umgezogen —, aber das Verlassen der Stadt kann auch auf reine Existenznot zurückzuführen sein und in eine Resignation münden, die die traditionelle Fügsamkeit ins Schicksal potenziert. Ein Beispiel dafür ist der Ziegelmacher, Anfang 30 („Gott weiß wie alt ich bin“), der vor zehn Jahren aus Kabul kam und im hintersten Winkel von Taluqan verkrochen lebt. Er hat keinen Wandel bemerkt, besitzt weder Haus noch Boden und erklärt seinen Tagelohn von 20 Afghani für unzureichend. Aber trotzdem würde er bleiben, auch wenn er anderswo mehr verdienen könnte. — „Wir können nicht viel Geld haben. Wir bleiben immer arm. — Die Leute, die nicht lesen und schreiben können, können nicht Gouverneur werden. — Ich weiß nicht, ob mein Kind überhaupt groß wird. Ob es leben bleibt, ob es stirbt. Gott weiß es.“ Das Interview mit dem Ziegelmacher war das niederdrückendste. Seine Mobilität führt nicht vom Dorf zur Stadt, von Gleichgültigkeit zu Hoffnung — sie wird umgekehrt ausgelöst durch die Begleitumstände wirtschaftlicher Entwicklung und mündet im tiefsten traditionellen Fatalismus.

*Einkommen, Besitz und Familie.* Eine direkte Korrelation zwischen Besitz, Einkommen und Familiengröße auf der einen Seite und dem Grad der Traditionsbestimmtheit des Denkens andererseits ergibt sich aus unserer Befragung nicht. Mit der Traditionsbestimmtheit des Denkens wächst allerdings die Unklarheit der Antworten. Fragt man nach dem Einkommen, dann heißt es, „ich weiß es nicht“, „1000 Afghani oder 3000“, „mein Einkommen zählt nicht, wenn ich nur Moslem bin“; Besitz ist „viel oder wenig“, „3, 4, 5 Ziegen“, „ein Haus — kein Haus“; die Zahl der Kinder ist „sechs oder sieben“. Diese Art zu antworten beruht also nicht nur auf der Schwierigkeit, in der Eigenwirtschaft Einkommen in Geld auszudrücken, sondern auf einer absichtlich ausgedrückten Gleichgültigkeit, hinter der meist auch Mißtrauen steckt.

Das angegebene Einkommen variiert zwischen 300 Afghani (ungernter junger Arbeiter) und 10 000 (Teppichhändler), die meisten Angaben liegen bei 600 oder 1000 Afghani. 13 Befragte bezeichnen ihr Einkommen als ausreichend, um ein anständiges Leben zu führen, fünf zeigen sich gleichgültig, neun halten es nicht für ausreichend

und sieben geben keine Antwort oder wurden nicht direkt gefragt. Die Antworten „ausreichend“ oder „ich weiß nicht, es kommt nicht darauf an“ wiegen bei den Traditionsbestimmten vor. Die Anzahl der Personen, die von dem Einkommen leben müssen, reicht von 2 bis 16; die Angaben dazu und zur Größe der Familie sind so unklar, daß sich über sie nichts weiteres aussagen läßt<sup>24</sup>.

Elf der Befragten haben ein Haus, sechs haben keins, alle anderen geben unklare oder keine Antworten. Zwölf besitzen Land — meist nur ein kleines Stück —, elf behaupten, keinen Grundbesitz zu haben.

*Erziehung, Informiertheit, Kontakte.* Neun der Befragten sind in eine staatliche Schule gegangen, aber nur sechs von ihnen haben wenigstens das sechste Schuljahr erreicht und können lesen und schreiben. Drei haben die Schule früher verlassen, weil sie keine Lust mehr hatten und weil sie Geld verdienen mußten — alle drei bedauern das heute. Zwei, der Lehrer und der Teppichhändler, haben auf traditionelle Weise privat von Geistlichen lesen und schreiben gelernt. Von den acht Befragten, die lesen und schreiben können, gehören sechs zur oberen (fortschrittlicheren) Hälfte in der von uns aufgestellten Skala traditionsbestimmten Denkens.

Noch deutlicher ist die Korrelation zwischen dem Besitz von Kommunikationsmitteln und Informiertheit auf der einen Seite und fortschrittlichem Denken andererseits. Zeitung lesen nur fünf Personen an der Spitze der Skala. Ein Radio besitzen zehn der Fortschrittlichen und zwei transitionals. Die meisten der traditionell Denkenden antworten auf die Frage, woher sie Neuigkeiten erfahren, daß sie kein Interesse daran haben, Neues zu hören. („Ich habe zwei Kühe und ein Stück Land. Ich brauche kein Radio.“) Auf die Frage, wer das Land regiert, nennen neun den König, zehn den Ministerpräsidenten — die meisten davon beide in einem. Am unteren Ende der Skala lautet die Antwort einigermal: Gott und dann der König. Den Gouverneur ihrer Provinz kennen nur vier mit Namen — allerdings wurde diese Frage nur an 21 Personen gestellt, von denen einige ihre Unwissenheit damit entschuldigten, daß der Gouverneur neu im Amt sei. Während der Gouverneur nur Fortschrittlichen bekannt ist, wissen

<sup>24</sup> Die Großfamilie (extended family), das Kernstück der traditionellen sozialen Struktur in Afghanistan, die manchmal einen Haushalt, oft eine Nachbarschaft bildet, besteht aus folgenden Mitgliedern — ausgehend von einer Person A:

1. A's Vater, Mutter und möglicherweise Stiefmütter (Der Koran erlaubt vier Frauen); Brüder des Vaters mit ihren Familien.
  2. A und seine Frau oder Frauen; A's Brüder und ihre Familien; A's unverheiratete Schwestern.
  3. A's Söhne und ihre Familien; A's unverheiratete Töchter.
- Vgl. Dupree: A Note on Afghanistan. a.a.O. S. 17 f.

den Namen des Königs auch vier von den Traditionellen. Am klarsten zeigt sich der Zusammenhang zwischen fortschrittlichem Denken und Informiertheit in bezug auf die neue Verfassung, die etwa einen Monat vorher veröffentlicht worden war und eine Woche nach der Befragung in der nur zu seltenen Anlässen (zuletzt 1955) zusammengerufenen traditionellen Nationalversammlung (Loya Jirga) zur Diskussion stand: Neun der Befragten hatten von der Verfassung gehört (ohne allerdings über ihren Inhalt Bescheid zu wissen) — alle gehören ausnahmslos zu den Fortschrittlichen. Fünf von ihnen wußten von der Zusammenkunft der Loya Jirga, drei hatten sich bei der Wahl der Abgeordneten beteiligt. Nur einer der traditionell Denkenden — mit Schulbildung — wußte ebenfalls von der Loya Jirga. Von der Universität in Kabul hatten nur drei Fortschrittliche und einer der Traditionals gehört (allerdings wurde diese Frage nicht allen gestellt). Die Mehrzahl der Befragten, 22, kannte die Hauptstadt Kabul vom Augenschein. Mit einer Ausnahme schilderten alle die Hauptstadt positiv. Nur einige Traditionsbestimmte hatten die Hauptstadt noch nicht gesehen. Zwei der Transitionals waren schon im Ausland (Karachi und Mekka), drei hatten durch ihre Arbeit Kontakt mit Ausländern.

### **Die Funktion des Faktors Mentalität im Prozeß der wirtschaftlichen Entwicklung**

Zeigen Personen mit traditionsbestimmtem Denken keine Bereitschaft, ihre angestammten Erwerbs- und Lebensverhältnisse zugunsten besserer aufzugeben (Hypothese 1)? Im Hinblick auf diese Frage sollen die einzelnen Aspekte traditionellen Denkens untersucht werden.

1. Die Personen, deren Denken in traditionellen Bahnen verläuft, nehmen im allgemeinen keine Veränderungen in ihrer Lebenslage und sozialen Umwelt wahr. Dieses Merkmal traditionsbestimmten Denkens kann jedoch nicht ohne weiteres als mangelnde Bereitschaft ausgelegt werden, Neuerungen zu akzeptieren. Dies aus verschiedenen Gründen. Erstens besteht eine Korrelation zwischen Abgelegenheit des Wohnortes und bäuerlichem Beruf einerseits und traditionellem Denken andererseits. Wenn die Bauern auf dem Land keine Veränderungen wahrnehmen, dann also vielfach deshalb, weil es keine gibt. Zweitens kann die Blindheit für tatsächlich eingetretene Veränderungen auf ein hohes Anspruchsniveau zurückzuführen sein, dem die Neuerungen nicht genügen. In diesem Falle hat sich das Denken in bezug auf die Ansprüche schon vom Hergebrachten gelöst — es zeigt aber eine Abseitsstellung der Befragten von der einsetzenden

Entwicklung an. Die traditionell denkenden Afghanen in unserer Untersuchung bezeugen nicht Ablehnung, nicht einmal Gleichgültigkeit gegenüber Veränderungen, sondern die Passivität von Leuten, denen nicht genug geboten wird, um sich zu regen. Das Nichtwahrnehmen von Veränderungen läßt also nicht auf mangelnde Bereitschaft schließen, sondern im Gegenteil eher auf eine Bereitschaft, die rein passiv ist.

2. Der Wunsch, auch als wohlhabender Mann am Heimatort zu bleiben oder dorthin zurückzukehren, ist nicht ein Kennzeichen nur der traditionell denkenden Menschen. Er bedeutet auch nicht Aversion gegen das ungewohnte Stadtleben, wie die bewundernden Äußerungen über die Hauptstadt Kabul beweisen. Es sieht so aus, als ob gerade die typische Einstellung traditionsbestimmter Personen zur Wahl des Wohnortes und des Berufs, die sich in den Worten „es kommt auf Gott an“ äußert, eine nicht ungünstige Voraussetzung für die Beweglichkeit zu besseren Verdienstmöglichkeiten ist.

3. Alle Fortschrittlichen und transitionals — mit zwei Ausnahmen — erklären sich bereit, für einen hundertprozentigen Mehrverdienst ihren Wohnort zu verlassen. Daß es sich hierbei nicht um eine unverbindliche Beteuerung handelt, geht aus ihrem hohen tatsächlichen Mobilitätsgrad hervor. Die Einstellung der Traditionellen zum Mehrverdienst ist geteilt: die Hälfte würde deshalb nicht von zu Hause weggehen, die andere Hälfte stellt die Entscheidung Gott anheim. Diese Antworten lassen nicht den Schluß zu, daß die Anhänglichkeit an den angestammten Wohnsitz als Merkmal traditionellen Denkens ein Hindernis für die zur wirtschaftlichen Entwicklung notwendige Beweglichkeit des Faktors Arbeit zu besseren Verdienstmöglichkeiten ist. Einmal erscheint ja die Selbsthaftigkeit nicht als absoluter Vorzug, sondern wird nur einem fiktiven Mehrverdienst vorgezogen. Zum anderen ist dieser Mehrverdienst den Traditionellen, die abgelegen wohnen, kaum Informationen erhalten und keine Veränderungen wahrnehmen, zu wenig real, um als greifbare Alternative dienen zu können. Schließlich zeigen diejenigen, die die Entscheidung in Gottes Hand legen, aber tatsächlich innerhalb ihres Gesichtskreises mobil sind (die im vorigen Abschnitt angeführten Beispiele), daß der dominierende Aspekt traditionellen Denkens, die Religiosität, keineswegs die Selbsthaftigkeit bestärkt, sondern im Gegenteil eine gewisse Beweglichkeit rechtfertigt, hinter der als treibendes Motiv die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage wirkt. Auf Grund unserer Untersuchung erscheinen Ortswechsel und traditionelles Denken in Afghanistan nicht als Gegensatz. Mobilität liegt in der Tradition der Bevölkerung eines

Berglandes, dessen wasserarmer Boden an einem Wohn- und Weideplatz oft nicht genug Nahrung für ein ganzes Jahr hergibt.

4. Die traditionell Denkenden erklären ihr Einkommen für ausreichend oder äußern sich unbestimmt: Nicht gut, nicht schlecht. Hieraus kann man nicht auf Zufriedenheit, wohl aber auf eine gewisse Bedürfnislosigkeit schließen: Es gibt zwar Anzeichen für das Bewußtsein der Armut auch bei den traditionell Denkenden; aber dieses Bewußtsein äußert sich nicht kritisch (wie bei den transitionals) und beileibe nicht aktiv in dem „Bestreben, das Mangelgefühl zu beseitigen“. Es fehlt nicht so sehr an der Bereitschaft, das Einkommen zu verbessern, als am Vorstellungsvermögen, wie das geschehen kann. So findet man sich mit dem ab, was man hat.

5. Traditionsbestimmte Personen können sich nicht in eine ihnen fremde Rolle versetzen. Drängt man sie trotzdem dazu, sich in der Rolle des Gouverneurs zu sehen, dann begreifen sie diese Rolle traditionell: „Ich würde die Leute nicht schlagen“ oder „Ich würde die bestrafen, die Unrecht getan haben“. In diesen Antworten spiegelt sich die Erfahrung eines autoritären Herrschaftssystems und die Unkenntnis der neuerdings progressiven politischen Ziele. Es erscheint jedoch nicht angebracht, daraus zu folgern, die traditionell Denkenden seien nicht bereit oder willens, neue Rollen zu übernehmen; sie sind vielmehr nicht darauf vorbereitet.

6. Traditionell denkende Personen stellen sich für ihre Kinder den gleichen Beruf vor wie für sich selber. Bei dieser Kennzeichnung traditionsbestimmten Denkens muß unterschieden werden, ob der Beruf erwünscht ist oder einfach als selbstverständlich hingenommen wird. Keiner der Befragten bejaht seinen Beruf in dem Sinne, daß er ihn für seine Kinder wünscht. Alle wollen sie ihre Kinder zur Schule schicken, damit sie einen höher bewerteten Beruf ergreifen können — die vier, die der Meinung sind, daß ihre Kinder die gleiche Arbeit tun werden wie sie selber, haben resigniert: „Wer kein Land hat, kann nicht in die Schule gehen“. „Wenn ich in die Schule hätte gehen können, dann stände ich heute nicht hier!“ „Ich weiß gar nicht, ob meine Kinder überhaupt groß werden“. „Wer kein Haus hat, kann nicht in die Schule gehen“. Nur in diesen Antworten der Enttäuschten ist der von *Rostow* betonte Fatalismus auf lange Sicht zu spüren. Ansonsten ist die Übereinstimmung der Befragten in der Hoffnung erstaunlich, die sie in die Schulbildung setzen<sup>25</sup>. Die Schule scheint

<sup>25</sup> D. Fröhlich spricht in einem (nicht zur Veröffentlichung bestimmten) Bericht über die südöstlich von Kabul gelegene Grenzprovinz Paktia ebenfalls von einer „überraschend positiven Einstellung zur formalen Erziehung“. Im Gegensatz dazu sei zu Beginn der dreißiger Jahre bei Einführung der Schulpflicht das Mißtrauen und die Furcht, der Staat wolle die Söhne fortnehmen, groß gewesen und habe zu einem Schülerhandel geführt, dem die Söhne armer Eltern, die für

den Ausweg zu öffnen, den die nächste Generation aus der Ratlosigkeit der heute Erwachsenen finden soll.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß Hypothese 1 durch die Ergebnisse dieser Untersuchung nicht bestätigt wird. Traditionelles Denken und die Bereitschaft, neue Verdienstmöglichkeiten wahrzunehmen, stehen in Afghanistan nicht in Widerspruch zueinander, sofern man Bereitschaft als Bereit-Willigkeit versteht. Bei keinem der Befragten, deren Denken in traditionellen Bahnen verläuft, konnte irgendein Widerstand gegen mögliche Veränderungen in seinem Leben festgestellt werden. Von einem Festklammern am Althergebrachten kann keine Rede sein. Auf der anderen Seite fehlt es aber am aktiven Bestreben, Neuerungen einzuführen. Schuld daran ist nicht die positive Bejahung der gegebenen sozio-ökonomischen Situation, sondern mangelndes Vorstellungsvermögen in bezug auf Alternativen. Dies führt dann zu einem Sich-Abfinden mit dem status quo, das leicht als Zufriedenheit mißverstanden wird. Es erscheint uns zweifelhaft, die Ergebenheit der Traditionellen in ihr Schicksal auf die Religion zurückzuführen, die vielmehr eine bloße Rechtfertigungsfunktion erfüllt; der Islam wird von fortschrittlichen Gruppen, zum Beispiel Studenten, mit Leichtigkeit auch zur Rechtfertigung wirtschaftlicher Entwicklung interpretiert<sup>26</sup>. Bei den von uns Befragten erscheint Religiosität nicht als Hindernis für die zur wirtschaftlichen Entwicklung nötige Beweglichkeit.

Mit Hypothese 1 fällt aus Hypothese 2. Wenn es den traditionell Denkenden, die in den abgelegenen und nicht entwickelten Gebieten des Landes wohnen, nicht an Bereitschaft zur Verbesserung ihres Lebensstandards fehlt, dann kann mangelnde Bereitschaft nicht die Ursache der Unterentwicklung sein. Damit wird jedoch nicht die psychologische Erklärung der Unterentwicklung beiseite geschoben. Sie läßt sich im Gegenteil um so präziser formulieren: Die psychologische Ursache wirtschaftlicher Unterentwicklung in Afghanistan liegt nicht in der fehlenden Bereitschaft des Großteils der Bevölkerung, auf Impulse zur Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse zu reagieren, sondern in der Unfähigkeit, derartige Impulse zu geben. Ob man dieser Ursache weiter auf den Grund gehen kann, ohne sich im Kreis zu drehen, ist fraglich. Macht man für die Passivität der Bevölkerung das despotisch-autoritäre politische System verantwortlich, so schließt sich sogleich die Frage an, wieso sich kein wirksamer Widerstand erhob. Greift man auf den Fatalismus zurück, so erklärt auch er Trägheit nicht besser

Geld anstelle der Reichen zur Schule geschickt wurden, ihren Aufstieg in Staatsämter verdanken. Vgl. auch H. Dawar: Wirtschaftsgesinnung und Steuermentalität in Afghanistan. Diss. Köln 1961. S. 45.

<sup>26</sup> Vgl. Hondrich: a.a.O.

als umgekehrt Trägheit Fatalismus erklärt<sup>27</sup>. Es empfiehlt sich deshalb, sich mit einer Antwort zufrieden zu geben, die zwar das Problem der Unterentwicklung nicht theoretisch löst, aber empirisch überprüfbar und entwicklungspolitisch relevant ist.

Hypothese 2 und Hypothese 3 hängen zusammen. Das Fehlen eigener Initiative auch bei den fortschrittlich Denkenden, das mangelnde Vorstellungsvermögen für die Veränderbarkeit des Sozialen durch menschliche Anstrengung auch bei den transitionals erklären, warum die Gesellschaft keine Elite hervorgebracht hat, die technisches Wissen zu produktiven Zielen anwenden, geschweige denn dieses Wissen selber erarbeiten kann. Die Gruppe der Personen, die die Impulse zur wirtschaftlichen Entwicklung geben können, fehlt; sie fehlt, weil, wie gezeigt wurde, Passivität der Nährboden ist, in dem die geistige Persönlichkeit der Afghanen traditionellerweise wurzelt. So bietet die afghanische Gesellschaft das Bild von Bereitwilligen, denen es an konkreten Erwerbschancen mangelt. Die Impulse, die der Gesellschaft selber nicht innewohnen, werden von Ausländern und einigen im Ausland ausgebildeten Afghanen hineingetragen. So wie das Fehlen einer unternehmerischen und administrativen Elite — beruhend auf einer Tradition passiver Denkgewohnheiten — den Zustand der Unterentwicklung erklärt, so kann nur das Wachsen einer solchen Elite — wenn auch nicht sie allein — zu wirtschaftlicher Entwicklung führen.

Versuchen wir abschließend, aus diesen Ergebnissen eine entwicklungspolitische Schlußfolgerung zu ziehen. Billigt man dem Faktor Mentalität eine entscheidende Bedeutung für die Entwicklung eines Landes zu, so ergibt sich daraus das theoretisch kürzeste und praktisch längste Entwicklungsrezept: *Erziehung zur Aktivität*. Der vorrangige Aufbau eines Erziehungssystems zu diesem Ziel, mit der Hoffnung auf das Entstehen einer progressiv-tatkräftigen Elite, würde jedoch nicht nur mehr Zeit und Geld beanspruchen, als den unterentwickelten Ländern heute zur Verfügung stehen. Es ist wahrscheinlich, daß dieser Weg viele hochgespannte und unerfüllbare Erwartungen wecken und zu einem Heer von Enttäuschten führen würde. Wie oben dargelegt wurde, fehlt es auch bei traditionell denkenden Afghanen nicht so sehr an der Bereitschaft, neue Erwerbschancen wahrzunehmen, wie an den Chancen selber. Aufgabe der Entwicklungspolitik muß es demnach sein, Projekte genügend nahe an die abgelegenen wohnenden Traditionellen heranzubringen, so daß für diese ein realer Anreiz geschaffen wird. Solange die unternehmerische Elite der knappste

---

<sup>27</sup> Zudem haben *McClellands* empirisch-vergleichende Untersuchungen von Kindergeschichten ergeben, daß Menschen mit Zukunftsoptimismus und Fortschrittsglauben eher in unterentwickelten Ländern als in Ländern mit schnellem Entwicklungstempo beschrieben wurden.

Faktor ist, muß sie importiert werden. Es ist jedoch anzunehmen, daß eine einheimische Elite, die imstande ist, selber Impulse zu geben statt nur zu reagieren, sich schneller an Hand von konkreten Vorbildern entwickeln kann als durch allgemeine Erziehung. Geht es darum, zu Beginn des Entwicklungsprozesses eine Rangordnung aufzustellen, nach der die verschiedenen Sektoren gefördert werden sollen, so spricht manches dafür, den unmittelbar produktiven Sektoren mit unternehmerischen Institutionen vor dem Erziehungswesen den Vorrang zu geben: Unternehmen haben selber einen Demonstrations- und Lehreffekt; und der Druck, der vom (staatlichen oder privaten) unternehmerischen Sektor auf das staatliche Erziehungswesen zur Ausbildung von Fachkräften ausgeübt wird, ist stärker und bestimmter als umgekehrt der Druck, der von einer zwar anspruchsvollen aber wenig tatkräftigen Gruppe von Schulabsolventen auf die Erweiterung der Produktionsmöglichkeiten ausgeht<sup>28</sup>. Wie die hier vorgelegte Untersuchung zeigt, steht Entwicklungspolitik in einem Land wie Afghanistan nicht vor dem Problem, Bereitschaft für Veränderungen zu wecken, sondern vor der Aufgabe, eine vorhandene Bereitschaft durch geeignete Anreize in Aktivität umzuwandeln und eine Elite heranzubilden, die selber in der Lage ist, Entwicklungsimpulse zu geben<sup>29</sup>.

---

<sup>28</sup> Diese Überlegung beruht auf der Strategie des stoßweisen Wachstums (unbalanced growth), nach der Investitionspriorität den Sektoren oder Projekten zustehen soll, die den nachhaltigsten Druck auf die Entwicklung anderer Sektoren oder Projekte ausüben. Vgl. A. O. Hirschman: *The Strategy of Economic Development*. New Haven and London 1958. S. 79.

<sup>29</sup> Zu einem ähnlichen Schluß gelangt *Strümpel*: a.a.O., für Britisch-Honduras.